

Die „Verdammten“ der Jury

Die Berliner Filmfestspiele einmal aus dem Blickwinkel der Juroren gesehen

Wenn man in der Jury sitzt, sieht ein Filmfest anders aus. Blickt man die Reihe entlang — ausgerechnet die dreizehnte im Festspielpalast —, in der sie alle sitzen, die Miterwählten und Mitverdammten, so fühlt man ein leichtes Bedauern für sich selbst. Ob man wolle oder nicht: es bedeutet etwas, wenn man gezwungen ist, auch jene Filme bis zum Wort Ende „durchzusitzen“, von denen man als Kritiker bereits nach fünf Minuten weiß, daß nichts mehr zu erwarten ist. Man hat sich sogar feierlich verpflichtet, auch jene Filme anzusehen, die man bereits kennt. So streng sind hier die Bräuche.

Andererseits hat dieser freiwillig übernommene Zwang auch seine guten Seiten. Es könnte ja doch einmal sein, daß ein Film sich eine halbe Stunde dahinschleicht, um dann ganz plötzlich aufzuwachen und etwas zu werden, etwas Erstaunliches gar. So als ob ein schlafendes Schaf unversehens aufwachte und drohend seine Pranke zeigte! Aber man sieht schon am Bilde, daß hier etwas Absurdes vorgespielt wird. Ein Wunschtraum nur.

Was bleibt dem Juroren also?

Einem Trick zu vertrauen!

Das heißt, bei jedem noch so platten Film ein Etwas herauszuspüren, das vielleicht doch interessieren könnte, etwa das Milieu, in dem der Film spielt, vielleicht die Folklore. Oder aber einmal abgrundtiefen Dilettantismus in vollen Zügen zu genießen, um ein für allemal zu wissen, was Stümperei in Vollendung eigentlich ist.

Man wird sagen, daß ein dilettantischer Film auf einem Filmfest doch gar nicht zugelassen sein könne —, Geduld, er ist es zuweilen! Schließlich ist auch das feinste Netz nicht so vollkommen, daß nicht doch ein Insekt hereinkommen könnte.

Erstaunlich ist, daß selbst ein bis zur technischen Vollkommenheit gediehenes Weltfilmzentrum zuweilen auf die Idee kommt, eine Plotte zum Wettbewerb zu senden. Man fragt sich dann, wer um alles in der Welt dafür verantwortlich sein mag. Aber auch die Plotte muß durchgesessen werden und man kann nur wünschen, daß es die letzte sei.

Trotzdem späht man wie ein Argus aus, um endlich die ersehnte Beute, den schönen, den guten, den ausgezeichneten Film zu erjagen. Häuft sich nämlich das Mittelmaß zu sehr, so steigt dem Juroren ein würgendes Gefühl in die Kehle: er fürchtet, bei der entscheidenden Sitzung zu einer Diskussion verurteilt zu sein, die zu nichts führen kann, da

sich alle Filme gleich preisunwürdig erweisen. In diesem Falle gibt es die sogenannte Notlösung: man einigt sich auf das relativ Beste und bringt damit ein so helles Publikum wie die Berliner zum gnadenlosen Buhruf.

Es zu gestehen (nach dem Spruch darf man das ja wohl): lange trieb die Jury auch der soeben beendeten Berlinale auf dem Treibsand der Mittellage, aufrecht erhalten nur durch das vage Vorgefühl von ein oder zwei „kommen-

den“ Sachen. Dieses Gefühl täuschte nicht. Die „Gräulinge“ versanken und machten höherer Qualität Platz: „Die Nacht“ von Antonioni und der „Malachias“ Wickis überwand den Leinwand, der erste Film als ein Meisterwerk und der zweite als ein grandioses Experiment. Solche Werke gehören auf Filmfestspiele! und nicht gehören dahin Filme, die uns weder



„Eine Frau bleibt eine Frau“, ein Farbfilm Jean Luc Godards, erhielt einen Silbernen Bären, wie auch die Hauptdarstellerin Anna Karina, die man im Bilde neben Jean Claude Brialy sieht. Als man die soeben aus Paris herbeigerufene Anna auf die Bühne holte, brach sie hemmungslos in Schluchzen aus. Anschwellender Beifall!

formal noch inhaltlich Neues bieten. Das Lahme und das Wiedergekäute müßte draußen bleiben.

Wie aber macht man das, wenn man sich, wie Berlin, die Aufgabe gestellt hat, möglichst viele, auch kleine Länder, einmal in den Käfig der Freiheit zu locken!? „Wieder drei Länder mehr!“, heißt es triumphierend in der Vorpropaganda, doch entsteht eben in diesem Augenblick das Dilemma. Nun kommen alle und bieten ihre Gaben, ihre Filme. Und da erweist sich zuweilen, daß den Kleinen die Technik und die Erfahrung fehlt, um es mit den „Arrivierten“ aufnehmen zu können.

Es wäre also zu erwägen, die Bewerber in zwei Gruppen unterzuteilen: an die erste, die erfahrene, allerhöchste Ansprüche zu stellen, während der zweiten Ermutigungspreise zufallen.

Doch sollen noch einmal die Schatten auftauchen, die uns so wunderbar langweilten, erhitzen oder begeisterten.

„Das Wunder des Malachias“ hat uns gar nicht gewundert, um so mehr das, was Wicki daraus machte, ein *dolce vita* (ohne das geht's ja ohnehin nicht mehr) des Ruhrgebiets mit einem Manager, der zum Erzengel wird. Wiederum — bei Fellini gelernt —

„Persönlichkeiten“ der Gesellschaft, deren Eitelkeit auf einen ganz hohen Sockel gestellt wird, und dabei eine neue Nuance, eine ganze Handvoll Intendanten von deutschen wohlsubventionierten Theatern. Als Wicki zur Entgegennahme seines Silbernen Bären für die Regieleistung in seiner bedächtigen Art auf die Bühne stieg, fragte man sich, ob ihn der Teufel oder der Missionar gestochen hatte, gerade Theaterleiter bei diesem Weltuntergang mitwirken zu lassen. Was Wicki gelang, war, einen Atompilz der Angst in den Raum zu stellen. Eine Gewaltkur, die einiges zu sehr auspinselt, als daß die Kur eine Chance haben könnte. Für Wicki gibt es nur einen einzigen Menschen, der gläubig bleibt, nämlich der Pater Malachias, in dessen Darstellung sich der bis dahin unbekannte Schauspieler Horst Bollmann bestens empfahl.

Einen anders gearteten Weltuntergang wollte Kurt Hoffmann mit seinem Film nach Dürren-

matts Schauspiel „Die Ehe des Herrn Mississippi“ bieten. Hier jedoch übergroß er die ätzende Säure des Stückes mit einer Himbeersöße. So ging der perfekt gemachte Streifen ins Leere. Warum übrigens (immer noch) der absurde Titel? „Herr Mississippi“ — purer Snobismus. Warum nicht „Der Vampir“? Denn es geht hier doch trotz anderweitiger Beteuerungen um das Mädchen mit den harten Augen.

„Romanoff und Julia“, nach einem Lustspiel Peter Ustinoffs von ihm selbst betreut, von ihm selbst inszeniert und in der Hauptrolle mit ihm selbst bestückt, beginnt sehr lebhaft und witzig, um sich aus einer politischen Satire zu einem Duodezstaaten-Schwank herabzukariolen.

„Eine Frau ist eine Frau“: Der Film ist ein Jux, der Astlochkomplexe befriedigen mag, wenn auch zuweilen eine Ohrfeige hinzunehmen ist. Die Darstellerin Anna Karina brach ob des ihr verliehenen Silbernen Bären in hemmungslose Tränen aus, als sie auf der Bühne stand.

Einen Preis hat man gesplissen, so daß zwei im Film nachrückende Länder zu einem Silbernen Bären kamen, Holland und Südkorea.

„Wenn es euch nicht von Herzen geht“, meinte Fons Rademalers, dann lohnt auch der Besuch vom Zinterklas nicht, und so leuchtet er auf eine sympathische, wenn auch etwas hausbackene Weise in das tägliche Leben einiger Familien, die vom Friedensmann in der silbernen Perücke zusammengeführt werden — für die Feierstunde nur?

Der koreanische Film „Mabu“ rollt das tägliche Leben einer weit verzweigten Familie auf, das vom Zufallsverbrechen bis zur Aufopferung durch den Vater führt und den Vorzug hat, Leben ohne Schminke zu zeigen.

Griechenland kam mit einer Aufführung der Sophokleischen „Antigone“, aus der die Darstellerin der Hauptrolle Irene Papas in klassischer Haltung und Schönheit hervorragte. Auf wissenschaftliche Einzelheiten aus den übrigen Filmen soll bei passender Gelegenheit eingegangen werden.

Hans Schaarwächter